

„des lesers arbeit“

Zu den „Schriften I bis V“ des Komponisten Urs Peter Schneider

von Thomas Meyer

Furchterregend kommen einem zuweilen jene unbändigen und offenbar auch durch nichts zu bändigenden Kreativitätsmonster vor, die alles und jedes, was sie umgibt und was ihnen widerfährt, zu ihrer Kunst machen. Man kommt aus dem Staunen nicht heraus, was sie in einem Tag – und schließlich während eines ganzen Lebens – schaffen und schaffen und schaffen. Sie können einen auch bitterlich entmutigen; reuevoll fragt man sich, ob man nicht besser auf den letzten „Tatort“ verzichtet hätte und stattdessen ... Dabei sieht man den Schweiß auf ihrem Angesicht kaum. Was macht es aus? Ist es die Stringenz eines Œuvres, das sich mit bohrendem Insistieren, unablässiger Intensität und manchmal auch einiger Impertinenz durchsetzt? Ein harter Brocken halt? Fordernd, herausfordernd, nicht zu umgehen?

„Urgestein“ nennt man derlei im Journalistenjargon. Nicht nur wie ein Fels in der Brandung der Postmoderne, sondern auch ziemlich dickschädelig. Das soll so sein. Sonst wäre das gar nicht möglich. Es gibt davon ein paar besondere Exemplare gerade auch in der Schweiz, wo sich das Hinterwäldlerische zuweilen wunderbar mit dem Eigenbrötlerischen paart und wo die Weltoffenheit und der Weitblick auf ein Gärtchen zusammengegrafft erscheinen, ja erblühen. Eines dieser Unikate ist Urs Peter Schneider, Komponist, Pianist/Interpret/Performer/Pädagoge, Jahrgang 1939, geboren in Bern, in Biel lebend, Kopf des Ensembles Neue Horizonte Bern, einer, der sich schier omnikreativ betätigt. Das kompositorische Verfahren scheint zuweilen auch ein biographisches zu sein.

Mit der gleichen Selbstverständlichkeit wie Cage verwendet er die unterschiedlichsten Materialien und ist nicht nur darin dessen getreuer Nachfolger. Ständig entdeckt/erfindet er neue Verfahren. Er ist eigentlich ein Verfahrenskomponist und damit der konzeptuellen Musik sehr nahe. Dieser Gattung widmete er ein anderes, lange erwartetes und jüngst im Berner Aart Verlag erschienenes Buch „Konzeptuelle Musik – Eine kommentierte Anthologie“ (das ist für ein andermal.) Gleichzeitig schreibt er selber auch, denn er ist ein enormer Leser (er habe Klopstocks „Messias“ von vorne bis hinten gelesen, sagte er mir einmal), diese barocke Überfülle an Lebe-

leseerfahrung gilt es nun gleichsam zu bewältigen und zu bändigen. Deshalb drückt er sich nicht nur in Tönen, sondern eben auch in Sprache aus. Und so erstaunt es nicht, dass nun gleichzeitig ein zweiter, noch dickerer Band vorliegt, knapp zweieinhalb Kilo schwer, 30 x 21 x 4,5 Zentimeter, 528 Seiten: „Schriften I bis V – 1955–2015 – Texte für als mit zur Musik“.

Selten habe ich, selbst bei Stockhausen nicht, ein solches wohlgeordnetes Œuvre gesehen, eines, das freilich nicht stur verharret, sondern sich immer wieder neu ordnet. Wie immer bei Schneider handelt es sich bei diesen „Schriften“ nicht um eine lose Zusammenstellung, sondern um eine strategische Anordnung seiner Texte, eine Konstellation aus dem gesamten Schaffen. Denn dieser Strategie ist besessen davon, Ordnungen herzustellen. So tut er es auch in diesem Magnus Liber scribendi. Gewohnheitsmäßig ist jeder Text akribisch datiert, zudem werden viele Freunde und Freundinnen mit Widmungen bedacht.

Das ist viel Material. Irgendwo in diesem gewichtigen, nichtpaginierten Buch heißt es: „wir liegen dem Leser schwer auf.“ Nun denn, unabhängig vom Gewicht ist das gar nicht so erdrückend. Eigentlich ist das Buch sehr leicht zu lesen, denn es schafft sich eine lockere Leseverbindlichkeit. Jedes Wort ist zwar genau gesetzt, aber es könnte auch anderes sein. Es quält uns nicht mit Sinngebung, sondern fordert uns zum Wahrnehmen auf. Auch darin ähnelt diese Kunst jener des großen John.

Alles wird dabei gedreht und gewendet: Es ist ein häufig permutatives Schreiben, eine Wortfeier der Serialität und der Aleatorik, zum Teil in eigentümlicher Orthographie: „multende tuerl mulsen tuerlnd / murbende pruume nudeln gruuumend / nursende fuumer nulgen pluuumend ...“ Oder: „hingekotzt, rausgelist, quergestaunt, / reingequeckt, abgesteint, umgetagt, / angehurt, hergetapt, vorgeleckt. // rausgeleckt, quergekotzt, reingelist, / abgestaunt, umgequeckt, angesteint, hergetagt, vorgehurt, hingetapt.“ Zuweilen droht in diesen Verfahrensweisen die Lebendigkeit und Biegsamkeit verlorenzugehen, scheint die Ordnung in sich selber zu versanden. Doch gerade dann geschieht oft Überraschendes. Denn die Texte Schneiders kennen, wie

seine Musik, Witz, ja Heiterkeit. Zuweilen an ungewohnter Stelle, gelegentlich mit wohlthuender Selbstironie. Anzüglichkeiten gehören zum Spiel, Peinlichkeiten werden nicht zurechtgedigert, zum Glück nicht: „du droschest mit dem tepichklopfer auf die bettdecke der extralaut schreienden kinderchen ein“ und: „ich sang den verzweifelten bauersleuten im scheißhäuschen sitzend ein scherzliedchen vor.“ Aus welchem Leben stammt das? Denn tatsächlich: Ein ganzes Leben steckt darinnen – und ist durch die Anordnung doch in Unordnung gebracht, in neuen Bezug, in neue Konstellation, so dass sich darin der Sinn infragegestellt und vielleicht daraus neuer Unsinn entspringt. Wie auch immer, zum Glück steckt im System auch der Fehler: „symptomatisch erscheint mir jener urdeutsche / vertrauenerweckende parameter der determination / der doch / durch serialisierung des chaotischen / die stringenz der unordnung entscheidend abschwächt“ notierte Schneider bereits am 21. Mai 1964.

Gelegentlich wird ein Fund bei der Lektüre zum Ausgangspunkt, Texte von Mystikern etwa, barocke oder romantische Dichter, Zeitgenossen. Zum Teil hat Schneider diese Anregungen bereits in Kompositionen musikalisch weiterentwickelt, zum Teil auch nur auf textlicher Ebene. Verblüffend etwa eine Sammlung von Märchenanfängen oder eine Naturlyrikparodie: „trocknet Thau und alle Weiten / geht in Grün von hellen Funken / ist ein Flor und lauter Blumen / macht in Gold geräumig Tränen.“

Und natürlich ist das Ganze auch (verborgene) Kunst- und Musiktheorie. Es gibt darin eine Art „Wohltemperiertes Klavier“ mit allen Tonarten, genannt „Mein Zodiak“, von Bach inspiriert, aber anders geordnet, mit genauen Beschreibungen der Tonarten: zum Beispiel Ges- beziehungsweise Fis-Dur, von dem Schubart einst notierte: „Triumph in der Schwierigkeit, freyes Aufathmen auf überstiegenen Hügeln; Nachklang einer Seele, die stark gerungen, und endlich besiegt hat – liegt in allen Applicaturen dieses Tons“, und das bei Messiasen das Göttliche andeutet (mit sovielen Kreuzen!). Schneider beschreibt die Tonart als „Luftiges Wollen / Extrovertiert / Waage / Hüften / Helles Dur“ und ordnet ihr gewisse Sternzeichen und Körperteile zu. Dazu heißt es: „Schwellenübergang / Tragik der Schwelle / Vom Materiellen zum Spirituellen / Ausgleich / Sterbetröstung / Stillung und himmlische Heilung / Eventuell gar Marsyas / Charon / Oft hochgespanntes Wagnis / Wabern, kribbelig / Purpur.“

Auch dies: Er schreibt durchaus geistliche Musik beziehungsweise Kunst. Das Exerzitium, geschult etwa an Ignatius von Loyola, ist wichtig. Auch da wieder: die gestrenge Strategie. Man spürt, dass dahinter eine Strategie steht und lenkt, auch wenn man sie nicht sofort durchschaut; sie zeitigt eigenartige Ergebnisse, bleibt also nicht reines Konzept, sondern wird lautliche, klangliche Erfahrung. Man muss auch diese Texte zum Klingen bringen. Manches etwa scheint aus einem unbekanntem helvetischen Dialekt zu stammen, der auch für Schweizer allenfalls fragmentweise auf Verständliches hindeutet: „Jetzi ni, zu, deni weibe geri gleiche zu, li, Fare mita stelle chesa bena zu, len, einen insi fried, desa.“ Das ergibt erst im lauten Lesen eine Ahnung von Sinn.

Am besten legt man das Buch wohl auf ein starkes Leseputz, wie für den Psalter, und liest sich daraus morgens, nach der obligaten Bachfuge, einen Ausschnitt laut vor. Dann kann es sich ereignen: „in dunkler sprache mein raten, es sei das wandern der satzfragmente, immer verändert, mit sinn, um der laute rhythmische gitter ganz mit schwung zu erfüllen so, des lesers arbeit.“ Wir Leser erlesen uns die Texte. Für jeden von ihnen müsste man geradezu eine besondere Les- beziehungsweise Hörart entwickeln. Wie heißt es doch gleich: „Und verborgenstes enträtselt vollends / indem es liebend stirbt.“

Urs Peter Schneider, Schriften I bis V. 1955–2015. Texte für als mit zur Musik, Biel/Bienne: Die Brotsuppe, 2016.